

„Intrigen, Gerüchte und Tricks“

SPIEGEL-Interview mit der Fecht-Olympiasiegerin Anja Fichtel über die Trainingsmethoden in Tauberbischofsheim

Fichtel, 22, ist derzeit die weltweit erfolgreichste Fechterin. Die Lieblingsschülerin von Chefbundestrainer Emil Beck gewann 1988 zwei olympische Goldmedaillen in Seoul und wurde zweimal Weltmeisterin. Die Florettfechterin, die im vergangenen Jahr das Bundesleistungszentrum Tauberbischofsheim verließ und nach Wien zog, gilt als Favoritin für die Weltmeisterschaft, die am Donnerstag in Budapest beginnt.

SPIEGEL: Sie werden oft als Steffi Graf des Fechtens bezeichnet. Ehrt Sie der Vergleich?

FICHTEL: Sicher macht mich das stolz. Aber wenn ich in der Öffentlichkeit behandelt worden wäre wie Steffi Graf, dann hätte ich längst aufgehört. Diesen Rummel hält doch kein Mensch aus.

SPIEGEL: Die Öffentlichkeit sieht darin eine Verpflichtung derjenigen, die ja ganz gut von ihrer Popularität leben.

FICHTEL: Ich fechte erfolgreich und gewinne Medaillen. Damit leiste ich genug. In Deutschland scheinen alle zu glauben, erfolgreiche Sportler seien öffentliches Eigentum. Vor ein paar Minuten auf der Straße habe ich eine deut-

sche Touristengruppe gesehen. Da habe ich gleich die Straßenseite gewechselt. Ich habe nichts dagegen, angesprochen zu werden. Aber manche Leute sind so unverschämt, die grapschen mich sofort an. Als ob ich eine Ware sei.

SPIEGEL: Wie erklären Sie sich, daß auch andere Spitzensportler wie der Radprofi Rolf Gölz oder Boris Becker sich kaum in Deutschland aufhalten?

FICHTEL: Das hängt mit der deutschen Mentalität zusammen. Ich bin geflohen, weil ich eine regelrechte Angst vor der Öffentlichkeit entwickelt habe. Es ist doch brutal, wenn in zentimeterhohen Buchstaben in der Zeitung steht: Boris Becker – der Depp der Nation. Damit könnte ich nicht umgehen. Und in Tauberbischofsheim, einer Kleinstadt mit 12 000 Einwohnern, war es noch schlimmer. Jeder weiß alles über dich, du konntest nicht einkaufen, nicht ausgehen, ohne dich rechtfertigen zu müssen. Es gab keine Fluchtmöglichkeit. Hier in Wien kennt mich keiner. Außerdem haben die Österreicher nicht dieses gnadenlose Konkurrenzdenken.

SPIEGEL: Dem knallharten Wettbewerb im Bundesleistungszentrum Tauberbischofsheim haben Sie aber doch Ihre Karriere zu verdanken?

FICHTEL: Ja, alles. In Österreich wäre ich immer Durchschnitt geblieben. Ich trainiere viel weniger, fahre jeden Tag eineinhalb Stunden zum Training und muß alles selbst machen.

SPIEGEL: Dennoch sind Sie nach Ansicht Ihres Trainers Harald Hein „nahezu unschlagbar“. Woran liegt das?

FICHTEL: Ich habe zehn Jahre voll trainiert, jeden Tag hart gearbeitet, war nur auf den Erfolg konzentriert und habe nichts anderes gesehen. Ich habe alles erreicht und kann nur noch verlieren. Selbst ein Olympiasieg 1992 wäre keine Steigerung, sondern nur Stagnation. Ich bin nach Wien gegangen, um meine Karriere langsam ausklingen zu lassen, wollte Turniere nur noch zum Spaß fechten – daß es so gut lief, damit hat keiner gerechnet.

SPIEGEL: Hatten Sie früher keinen Spaß?

FICHTEL: Viel weniger. Da hatte ich Angst vor dem Gedanken: Was passiert, wenn ich verliere? Mitunter befiel mich richtige Panik. Heute kann ich besser damit umgehen. Denn 1988, nach meinen Olympiasiegen, habe ich gemerkt, daß der Sport mit dem richtigen Leben nicht viel zu tun hat. Im Moment des Erfolgs ist alles toll, alle lieben dich. Aber was bringt mir das auf die Dauer?

SPIEGEL: Der Beruf eines Leistungssportlers gilt als attraktiv: Sporthilfe-Förderung, kostenloses Auto, Werbeverträge, Ruhm und Anerkennung.

FICHTEL: Aber wie lange? Als ich überlegte, ob ich Tauberbischofsheim verlassen sollte, hatte der Motorradfahrer Reinhold Roth diesen schrecklichen Unfall. Zwei Tage stand etwas in der Zeitung, aber heute interessiert sich keiner dafür, daß Roth seit fast einem Jahr im Koma liegt. Wenn mir so etwas passierte, wäre es genauso. Ruhm hält sich nicht lange in dieser schnellebigen Zeit.

SPIEGEL: Es heißt, daß ein Fechter nur in Tauberbischofsheim ein Star sein kann. Sie beweisen das Gegenteil. Spüren Sie Ablehnung, wenn Sie zum Training dorthin zurück fahren?

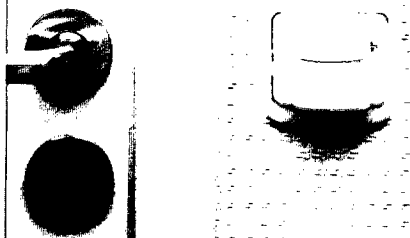
FICHTEL: Nicht direkt Ablehnung. Aber ich fühle mich manchmal fremd,



Olympiasiegerin Fichtel: „Als ob ich eine Ware sei“

Das Interview führte SPIEGEL-Redakteur Hajo Schumacher.

Wie man Sabine die Angst vor dunklen Räumen nimmt.



**Bei Bewegung
automatisch Licht.
Busch-Wächter 180 UP.**

Sprechen Sie mit Ihrem Elektromeister
oder fordern Sie weitere kostenlose
Informationen über das Busch-Wächter
Programm an.

Name, Vorname

Straße

PLZ/Wohnort



**Busch-Jaeger
Elektro GmbH**

Postfach 1280
5880 Lüdenscheld
Tel. (0 23 51) 55 21

DSI

SPORT

spüre, daß ich nicht mehr dazugehöre, weil ich viel lockerer auftrete und nicht mehr so fixiert bin. Die anderen trainieren stumpfsinnig. Wenn ich dort fechte, gehen alle plötzlich auf mich los, und ich weiß gar nicht so recht, was ich machen soll. Da gönnt dir keiner was.

SPIEGEL: Sind Sie nicht ebenfalls zu einer Fechtmaschine erzogen worden?

FICHTEL: Das hatte Vor- und Nachteile. Mein Leben war Fechten, ich konnte mich ganz darauf konzentrieren. Aber du hattest keine Ideen und Gedanken mehr, du wußtest nicht mal mehr, was du denkst und was andere für dich denken. Ich habe funktioniert wie ein Roboter: fechten und lächeln. In Wien kann ich mich auch mal hinsetzen, mit den Leuten reden und Spaß haben.

SPIEGEL: War denn in Tauberbischofsheim das Lachen verboten?

FICHTEL: Nicht verboten, aber Spaß und Lachen lassen sich dort nicht mit Erfolg vereinbaren. Da wurde man sofort schief angeschaut. Im vergangenen Jahr war ich an dem Punkt, wo ich mehr Menschlichkeit gebraucht habe.

SPIEGEL: Ob bei der Wohnung oder dem gewünschten Arbeitsplatz – sind Sie nicht in zehn Jahren Tauberbischofsheim regelrecht hofiert worden?

FICHTEL: Aber man war auch total überwacht. Man hatte immer ein schlechtes Gewissen und mußte sich ständig rechtfertigen. Man trainierte wie ein Gestörter, alles funktionierte perfekt. Emil Beck ist nicht böartig, aber besessen. Für den Erfolg tut er alles, er findet es normal, daß man sein Leben dem Erfolg unterwirft. Als mein Freund aus Wien nach Tauberbischofsheim kam, hat der gar nicht begriffen, was dort passierte. Er hat mich gefragt, warum ich stets das tue, was andere von mir verlangen.

SPIEGEL: Sie müssen doch schon vorher gemerkt haben, daß Emil Beck Ihren gesamten Tagesablauf geplant hat?

FICHTEL: Wenn man im System drinsteckt, spürt man die totale Kontrolle nicht. Ich habe mit neun Jahren angefangen und mich so ins Training hineingesteigert, daß ich blind war für alles andere. Ohne



Fichtel, Bundestrainer Beck*
„Keine Fluchtmöglichkeit“

meinen Freund würde ich immer noch grinsend durch die Stadt laufen und sagen: Es ist alles toll hier, mir macht alles soviel Spaß.

SPIEGEL: Warum haben Sie sich denn nie gewehrt?

FICHTEL: Ich habe ja gesagt, was mir stinkt. Aber niemand stand hinter mir. Fünf Minuten vorher haben alle gemekelt und gelästert – aber wenn Beck kam, waren sie still und kuschten.

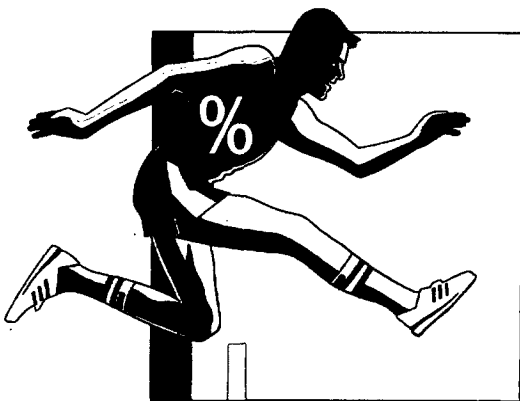
SPIEGEL: Andere zogen schneller Konsequenzen. Die Fechter Arnd Schmitt und Ulrich Schreck haben Tauberbischofsheim früh verlassen.



Fichtel, Freund Mauritz
„Gezielt Gerüchte gestreut“

* Nach dem Olympiasieg in Seoul 1988.

IHR VERMÖGEN VERDIENT DIE BESTEN UMGANGSFORMEN



Das heißt für uns: Abbau störender Hürden, die der freien, unbelasteten Entwicklung Ihres Vermögens im Wege stehen. — Mit Hilfe und der ganzen Erfahrung unserer Vermögensspezialisten. Am Finanzplatz Luxemburg.

1856 gegründet, ist die BIL die älteste und bedeutendste private luxemburgische

Geschäftsbank am Finanzplatz Luxemburg. Sie vereinigt in idealer Weise langjährige Erfahrung im Private Banking-Bereich mit den natürlichen Vergünstigungen des freien Kapitalverkehrs des Finanzplatzes Luxemburg. Insbesondere der Diskretion und der weiteren Vorteile für Privatkunden und institutionelle Anleger. Nutzen Sie die eindrucksvollen Möglichkeiten, die Ihrem Vermögen um DM 500.000.- von der BIL Vermögensverwaltung geboten werden! Intelligente Anlagen individuell zugeschnittener Strategien mit bemerkenswerten Renditen und nur für Luxemburg typischen Privilegien. Ebenso interessant wie das flexible BIL Eurokonto, dem maßgeschneiderten Konzept persönlicher Betreuung und zielorientierter Vermögensberatung für Privateinlagen ab DM 150.000.-.

Näheres sollten wir gemeinsam in einem persönlichen Gespräch vertiefen. Schreiben Sie oder wenden Sie sich direkt telefonisch an unten aufgeführte Gesprächspartner.

**BANQUE INTERNATIONALE
A LUXEMBOURG**



Herr Jürgen Kanther, Frankfurt
Banque Internationale à Luxembourg S.A.
Repräsentanz für die Bundesrepublik Deutschland
Rhein-Main Center, Bockenheimer Landstr. 51-53
D-6000 Frankfurt am Main
Tel. (069) 72 97 11, Fax (069) 72 87 55

Herr Peter Greinemann, München
Banque Internationale à Luxembourg S.A.
Repräsentanz für die Bundesrepublik Deutschland
Büro München, Maximilianstr. 34
D-8000 München 22
Tel. (089) 22 07 19, Fax (089) 29 80 41

Herr Romain Beckius, Luxemburg
Vermögensverwaltung, Tel. (00 352) 45 90-44 49
Herr Jean-Michel Philipp, Luxemburg
Eurokonto, Tel. (00 352) 45 90-29 36
Banque Internationale à Luxembourg S.A.
2, bd Royal, L-2953 Luxembourg
Tel. (00 352) 45 90-1, Fax (00 352) 45 90-39 39

FICHTEL: Schreck war einer der Besten überhaupt, aber er hat gerne gelebt und sich lieber um seine zwei Kinder gekümmert. Beck aber wollte ihn vereinnahmen. Das gab dauernde Reibereien. Schmitt war auch zu viel Persönlichkeit, daß er es dort ausgehalten hätte.

SPIEGEL: Persönlichkeiten bekommen demnach zwangsläufig Probleme mit Cheftrainer Beck?

FICHTEL: Wer den Mund hält, lebt wunderbar. Aber wenn mal einer etwas kritisiert, dann wird er gnadenlos niedergemacht. Es heißt dann, daß die Methoden bleiben, weil damit der Erfolg kam. Veränderungen sind nicht gefragt, es ist ein schwerfälliges System. Da war egal, wer die Medaillen holte. Hauptsache, es war Gold. Du warst kein Mensch, sondern nur eine Nummer. Das frustriert auf die Dauer unwahrscheinlich.

SPIEGEL: Tauberbischofsheim gilt immer noch als das Vorbild aller Bundesleistungszentren.

FICHTEL: Wer weiß, wie lange noch. Weil die Erfolge fehlen, holt man schon alles, was in der ehemaligen DDR krecht und fleucht, oder bürgert Sowjets und Polen im Schnellverfahren ein. Die bekommen eine Wohnung und einen Mercedes. Aber die, die seit Jahren trainieren, erhalten nichts und müssen sich dafür noch bedanken. Man muß den Nachwuchs aufbauen, auch wenn die Siege zwei, drei Jahre ausbleiben.

SPIEGEL: Es gilt, den Ruf einer unerschöpflichen Medailenschmiede zu verteidigen.

FICHTEL: Olympiasieger sind nicht planbar. Für Nachwuchsarbeit ist doch kaum mehr Zeit. Beck und die Medien haben ihre Ansprüche gegenseitig hochgeschaukelt, nun ist der Druck unerträglich. Mein Bruder war sehr talentiert und Deutscher Meister in der A-Jugend. Doch er bekam immer wieder neue Ausländer vorgesetzt. Er hat es nicht mehr ausgehalten und aufgehört.

SPIEGEL: Haben Sie keine Probleme gehabt, sich mit dieser Ellenbogenmentalität zurechtzufinden?

FICHTEL: Als ich anfang, war es noch spielerischer. Heute herrscht schon bei den Kleinsten ein irrer Druck, das können die gar nicht aushalten. Ein paar beißen sich durch, aber es bleiben viele auf der Strecke, auch in meinem Jahrgang. Daran hängen Schicksale; junge Leute zerbrechen, weil sie nicht mithalten und keiner sich um sie kümmert. Aber von ihnen erfährt kein Mensch.

SPIEGEL: Warum haben Sie denn nicht auf die Opfer der rigiden Auslese Becks aufmerksam gemacht?

FICHTEL: Wenn man Erfolg hat, macht man sich über die anderen wenig Gedanken. Man ist so aufs Fechten fixiert

und will mehr und mehr. Inseheim freut man sich sogar, wenn eine Konkurrentin auf der Strecke bleibt.

SPIEGEL: War nicht auch die Nähe zu Beck verantwortlich? Sie galten als seine Vorzeigethletin, sogar als mögliche Schwiegertochter.

FICHTEL: Der Emil hätte es bestimmt gerne gesehen, weil er mich dann ganz unter Kontrolle gehabt hätte. Er hat nicht gemocht, daß ich mit einem Fremden zusammen war, der das System kritisch betrachtet hat.

SPIEGEL: Ihr Freund Merten Mauritz wollte sich im vergangenen Jahr sogar mit Beck prügeln. Wie weit reichte dessen Einfluß auf Ihr Privatleben?

FICHTEL: Das ging so weit, daß meine Eltern regelmäßig Besuch von Leuten aus dem Fechtzentrum bekommen haben. Man hat auf eiskalte und berechnende Art versucht, mich und meinen Freund auseinanderzubringen. Es wurden gezielt Gerüchte gestreut, daß mein Freund sich nachts herumtreibt, wenn ich auf Turnieren bin. Es macht mich noch im nachhinein fertig, daß ich mir die Intrigen, Gerüchte und Tricks einfach so habe gefallen lassen.

SPIEGEL: Wen vermuten Sie als Drahtzieher?

FICHTEL: Das kann man sich wohl denken. Aber wenn ich das sage, kriege ich was auf den Deckel.

SPIEGEL: Haben Sie Angst?

FICHTEL: Nein, aber ich bin vorsichtig. Meine Eltern leben in Tauberbischofsheim, und die hatten Ärger genug.

SPIEGEL: Jetzt gibt es Turniere wie das Masters, bei denen 80 000 Mark Preisgeld gezahlt werden. Wollen Sie zum Karriereende noch einmal Kasse machen?

FICHTEL: Meine Eltern und mein Trainer Harald Hein halten mir dauernd vor, daß ich viel mehr verdienen könnte mit Autogrammstunden und Fernsehauftritten. Aber ich bin nicht der Typ, der sich zwei Stunden irgendwo hinstellt, dumm grinst und Small talk macht.

SPIEGEL: Wie ernst war denn Ihre Drohung gemeint, die österreichische Staatsbürgerschaft anzunehmen?

FICHTEL: Emil Beck hat eine höllische Angst davor, daß ich für Österreich starte. Das könnte ich nicht, aber es macht mir Spaß, einen Trumpf in der Hand zu haben. Es war das Größte, als bei meinem Olympiasieg die deutsche Nationalhymne gespielt wurde. Ein bißchen patriotisch bin ich auch.

SPIEGEL: Nun erwartet die Nation von Ihnen, daß Sie bei Olympia 1992 in Barcelona noch einmal Gold gewinnen.

FICHTEL: Das ist mir egal. Ich lasse mich nicht drängen. Wenn ich keine Lust mehr habe, höre ich auf, auch vier Wochen vor der Olympiade.

Pfeifen im Wald

Die Niederlage der deutschen Nationalelf in Wales bringt Bundestrainer Berti Vogts nach einjähriger Amtszeit in Bedrängnis.

Entschlossen drückt Berti Vogts das Kreuz durch, rückt die Schultern gerade und nimmt die Hände, die er bis dahin tief in den Hosentaschen vergraben hat, wie zum Angriff nach vorn. „Okay, Gentlemen“, preßt er hervor, „I have to go.“



Bundestrainer Vogts
„Dann kommt so ein Spiel dabei raus“

Dann stößt er die Flügeltüren entschlossen auf und tritt ins Freie. So hat sich Wyatt Earp im Wilden Westen den Banditen entgegengestellt. Vogts, der Bundestrainer der deutschen Fußball-Nationalelf verläßt die Katakomben des Stadions in Cardiff „erhobenen Hauptes“. Aber er weiß, was kommt: Soeben hat er die erste Niederlage im neuen Amt eingesteckt, 0:1 verlor der Weltmeister gegen Wales, die Qualifikation für die Europameisterschaft im nächsten Jahr ist in Gefahr – High Noon für Berti.

Nein, Vogts macht sich nichts vor, ist „keiner, der sich vor der Wahrheit drückt“. Zu oft auch hat er diesen Mo-

ment der Niederlage durchgespielt, der „ja mal kommen mußte“. Als er vor einem Jahr die Nachfolge Franz Beckenbauers antrat, hatte er sich selbst nur eine Schonfrist bis zum ersten Mißerfolg eingeräumt. Dann werde es sicher wieder losgehen mit den Vergleichen zwischen ihm und Beckenbauer.

Jetzt ist es soweit, und Vogts gibt sich gelassen. Er versucht es mit Witzchen, als sein walisischer Kollege Terry Yorath die Dolmetscherin als „my wife“ vorstellt, nennt er den Dolmetscher an seiner Seite „my boyfriend“; er greift zu den fachspezifischen Worthülsen, spricht von einem „glücklichen Sieg“ der Waliser gegen eine „gut spielende deutsche Mannschaft“; und er probiert es mit Beschwörung, sieht in dem 0:1

„keinen Rückschlag“. Es ist ein Pfeifen im dunklen Wald. Mit einem Schlag hat die Niederlage unter Fans wie Fachleuten die alten Gefühle neu belebt: Ist Berti nicht doch der falsche Trainer, dem das internationale Flair fehlt, das nötig wäre, die deutsch-italienische Mannschaft zu führen? Draußen vor der Tür redet einer seiner Profis bereits davon, daß dieser Mannschaft unter dem anerkannten Fachmann Vogts die Souveränität verlorengegangen sei. Da habe es „so viele Besprechungen wie nie“ vorher gegeben, tausendmal sei die Ballsicherung theoretisch erörtert und praktisch geprobt worden – „und dann kommt so ein Spiel dabei raus“.

Es ist der Versuch, eine schleichende Entwicklung zu erklären: So wie einst die Über-

größe Beckenbauers das Team zunächst lähmte, ehe ihm daraus Stärke erwuchs, so hemmt die allgegenwärtige Fachsimpelei des neuen Mannes jetzt die Kreativität, ohne daß der Zuwachs an Fußballwissen Vorteile verspricht.

Natürlich stimmt es, wenn Vogts für sich reklamiert, seine Taktik, die robusten Waliser mit sieben Abwehrspielern abzufangen, sei so lange eindrucksvoll aufgegangen, bis Libero Thomas Berthold vom Platz gestellt wurde, weil er sich nach einem Foul von Ratcliffe mit einem Tritt ans Schienbein revanchierte.

Doch ebenso deutlich wurde in dieser entscheidenden Phase des Spiels, als